

Formen der Kritik: Ironie, Melancholie, Zynismus

*The Development Set*¹

The Development Set is bright and noble.
Our thoughts are deep and our vision global.
Although we move with the better classes,
Our thoughts are always with the masses.

[...]

We bring in consultants whose circumlocution
Raises difficulties for every solution –
Thus guaranteeing continued good eating
By showing the need for another meeting.

Enough with these verses – and on with the mission!
Our work is as broad as the human condition.
And though local establishments may be unmoved
Our vocabularies are much improved.

ROSS COGGINS

1 »The Development Set« von Ross Coggins, zuerst veröffentlicht in *Adult Education and Development*, September 1976, in Teilen wiederabgedruckt in *Journal of Communication*, Winter 1978, S. 80. Ich habe den Hinweis auf dieses Gedicht von Fernandez (2001, 85f.).

Moralische Geopolitik

Die Geschichte der globalen Entwicklungszusammenarbeit (EZA) ist »nicht zuletzt die Geschichte von sich beständig wandelnden, oft enttäuschten Erwartungen« (Eckert 2015, 8). Als eine Art *moral geopolitics* kämpft sie mit ihren eigenen moralischen Ansprüchen, die in der Praxis oft zu ernüchternden Ergebnissen führen. So ist es trotz Jahrzehnten massiver globaler Anstrengungen nicht gelungen, die Armut zu beseitigen. Zugleich wird dem globalen Entwicklungsapparat vorgeworfen, selbst zu einer Art Geschäft geworden zu sein. Ross Coggins' Gedicht »The Development Set« drückt diese Ernüchterung mit der Arbeit des globalen Entwicklungsapparates aus: Die Krisensymptome, Zynismen und Selbstzweifel einer kosmopolitischen Elite von Expertinnen, die sich in den Widersprüchen ihrer eigenen Praxis verstrickt, beschreibt Coggins mithilfe von Sarkasmus, Gespött, Satire und Ironie. Coggins' Gedicht intoniert, wie diejenigen, die im Namen des Guten unterwegs sind, selbst ein luxuriöses Leben als »Expertinnen« führen, die sich in ihrer Expertinnensprache, abgehoben von lokalen Problemen, eine eigene Welt schaffen – »aidland« nennt dies Raymond Apthorpe (2011). Der moralische Anspruch dieser Expertinnenkaste verschärft diese Widersprüche nur noch.

Solche Widersprüche sind ein gefundenes Fressen für die dekonstruktivistische Tonlage der Kritik in den Arbeiten des *post-development*, die eine »Fundamentalkritik« an Entwicklung formulieren (Ziai 2012, 133). Die globale »Entwicklungsmaschine«, ihre Ideologie und ihre Praxis, seien gefährlich, so die Grundsatzkritik des *post-development*. Gefährlich, weil die globale Entwicklungsmaschine trotz ihres Scheiterns an den selbstgesteckten Zielen sehr erfolgreich agiere: Die Bürokratien der Entwicklungsmaschine würden immer weiter aufgebläht, so James Ferguson (1994), und die globale Hegemonie des Westens perpetuiere sich, so Arturo Escobar (1995). »Entwicklung« sei ein »böartige[r] Mythos« (Esteva 1991, 76, zitiert in Ziai 2012, 133): Die Autorinnen des *post-development* sind sich einig in der »Ablehnung des Konstrukts ›Entwicklung‹ wie auch der damit verbundenen Praxis [...]». Pointiert formuliert soll die [Entwicklungszusammenarbeit] nicht verbessert, sondern abgeschafft werden« (Ziai 2012, 133). Alles andere als Grundsatzkritik an Begriff und Praxis von »Entwicklung« führe nur zur Komplizenschaft mit dieser gefährlichen Maschine.

Viele Kritikpunkte des *post-development* sind berechtigt. Doch folgt die dekonstruktivistische Kritik der *moral geopolitics* des globalen Entwicklungsapparates einer Hermeneutik des Verdachts. Damit läuft die Fundamentalkri-

tik des *post-development* Gefahr, zur Hyperkritik zu mutieren. »Hyperkritik«, schreibt Thomas Edlinger, ist eine »zu Überreiztheiten und Selbstgerechtigkeit neigende Dynamik der Kritik« (Edlinger 2015, 48). Problematisch an dieser Form von (Hyper-)Kritik ist, dass sie sich einer eingehenden empirischen Analyse der Krisenhaftigkeit des von ihr beklagten sozialen Arrangements entsagt. Sie überhöht die Theorie als Ideologiekritik auf Kosten der Empirie. Die Kritikerin hat dann immer recht und Kritik wird zum moralischen Kontrollinstrument: »[...] Hyperkritik reagiert allergisch auf Kritik und verdrängt dadurch jeden anderen Kritikansatz [...]. Das macht [Hyper-Kritik] selbst verdächtig, die Gegenposition zum Herrschaftswissen zu monopolisieren und damit in der Nische selbst Hegemonien auszubilden« (Edlinger 2015, 281 bzw. 43). Es handelt sich um eine »Hegemonie der Einsicht, von der die Einsicht in die Hegemonie abhängt« (Düttmann 2004, 84).

Zugleich hat der globale Entwicklungsapparat einen großen Teil der gegen ihn vorgebrachten Kritik verinnerlicht: Die Expertinnen im Apparat geben sich selbstkritisch gegenüber ihrer Institution und ihrer eigenen Arbeit. Coggins' Gedicht ironisiert die Kluft zwischen hehren Ansprüchen und den Widersprüchlichkeiten, gar der Verlogenheit, die sich in den Niederungen der Alltagspraxis von Entwicklungsprojekten auftut. Seine Poetik verbirgt nur notdürftig »resignative Zweifel am Sinn des Ganzen oder eine zynische Haltung zum eigenen Tun« (Rauch 1993, 250). Hegemonie sieht anders aus. Und dennoch ist der moralische Impetus des Entwicklungsgedankens ungebrochen: »Die Moral ist der präsumptive Souverän«, schreibt Reinhart Koselleck ([1959] 1973, 68). Der Moralüberschuss wischt interne und externe Kritik trotz aller Selbstzweifel vom Tisch und ölt das Getriebe im Entwicklungsapparat, der die Interventionspraktiken am Laufen hält. Die dekonstruktivistische Tonlage der Kritik bleibt gegenüber diesem Moralüberschuss der Praxis stumpf: Sie befriedigt das Gewissen der Kritikerin, hat aber auf die Praxis der Institution keinen Einfluss. So endet kritische Entwicklungstheorie in einer Sackgasse.

In diesem Kapitel möchte ich einen Ausweg aus dieser Sackgasse aufzeigen. Die Ideologiekritik des *post-development* ist gewissermaßen notwendig, aber nicht hinreichend. Sie deckt die Bevormundung auf, die im Entwicklungsgedanken immer schon angelegt ist. Die dekonstruktivistische (Ideologie-)Kritik des *post-development* zeigt beispielsweise, wie Objekte von Entwicklungsinterventionen abgewertet, wie Empfängerinnen als Opfer statt als Rechtssubjekte angesprochen werden und wie dies institutionellen Interessen des sogenannten »Westens« dient. Aber diese Kritik bleibt stumpf gegenüber

der *moral geopolitics* des Entwicklungsapparates, und richtet wenig gegen das Funktionieren und die Aufrechterhaltung der Entwicklungszusammenarbeit als Interventionspraxis – ihre Persistenz und interne Stabilität in der Praxis – aus (vgl. Koddenbrock 2015a, 169). Dabei führt der Moralüberschuss, der das Überleben des globalen Entwicklungsapparates sicherstellt, zu einer Reihe von Widersprüchen und Zwickmühlen, die die »Ironie der Entwicklung« ausmachen, wobei Ironie hier als Attribut eines unausweichlichen Dilemmas verstanden wird (Frischmann 2014, 11).

Die »Ironie der Entwicklung« liegt darin begründet, dass es sich beim Entwicklungsgedanken um eine brüchige Hegemonie handelt, die mit Schwermut einhergeht: »Der Schleier der Schwermut ist aus der Unabschließbarkeit allen Denkens gewoben, aus den cartesischen Zweifeln und faustischen Frustrationen, die jene mit sich bringt« (Grünbein 2008, 117). Es ist ein »wir können doch nicht nichts machen«. Bei der Ironie der Entwicklung handelt es sich also um eine melancholische, traurige, keine triumphierende Ironie. In der Interventionspraxis sind Selbstzweifel durchaus verbreitet, was aber dem Weiterfunktionieren des Apparates keinen Abbruch tut. Der Fundamentalkritik des *post-development* bleibt dieser ironische Widerspruch innerhalb der »Entwicklungsmaschine« verborgen. Eine »Maschine« kann nicht »schweremütig« sein. So entsteht ein Gestus externer Kritik, der aus einer ironisch-distanzierten Haltung in Zynismus gegenüber der »Entwicklungsmaschine« umschlägt und nur noch Böartigkeit am Werk sieht.

Ich möchte hier für eine andere, »bescheidenere« Form von »kritischer« Entwicklungsgeographie plädieren, die der »Ironie der Entwicklung« durch einen ironisch-taktvollen ethnographischen Impetus nachspürt und dadurch ein Sensorium für den »Schleier der Schwermut« entwickelt. Diese Haltung ermöglicht eine immanente Kritik, die sich an der Widersprüchlichkeit eines sozialen Arrangements und seiner [konstitutiven] Normen orientiert, aber »nicht besser [weiß] als die Teilnehmerinnen einer Praxis, was diese tun sollten« (Jaeggi 2015, 75). Dennoch ist immanente Kritik transformativ – »durch die Notwendigkeit, eine widersprüchliche Situation in etwas Neues zu überführen« (Jaeggi 2009, 287). Zugleich ist die ironische Tonlage einer immanenten Kritik skeptisch veranlagt: Dies zeigt sich im Zögern, schnelle (moralische) Urteile zu fällen, ebenso wie in der Bereitschaft, Widersprüchlichkeiten auszuhalten, ohne diese sofort auflösen zu wollen.

Post-development in der deutschsprachigen Geographie

Erste Arbeiten zu einer dekonstruktivistischen Kritik am globalen Entwicklungsapparat entstanden um 1990 mit Arturo Escobar, Gustavo Esteva, James Ferguson und Wolfgang Sachs unter dem Label *post-development* und dominierten den entwicklungstheoretischen Diskurs über die 1990er Jahre hinaus. Nach der Jahrtausendwende ebte die Debatte jedoch zunehmend ab. In der deutschsprachigen Entwicklungsgeographie² wurden die Schriften des *post-development* erst mit einiger Verzögerung aufgegriffen (als die Debatte international eigentlich schon vorbei war), dann aber mit großer Durchschlagskraft. Auf einer Tagung des Geographischen Arbeitskreises Entwicklungstheorie (GAE) in Innsbruck im Oktober 2010 nahm die *post-development*-Debatte in der deutschsprachigen Geographie Fahrt auf und beanspruchte die zentrale Position einer kritischen Entwicklungsgeographie, die bisherige Arbeiten und Herangehensweisen des Faches grundlegend in Frage stellten (vgl. Bischler et al. 2012, Neuburger/Schmitt 2012).

In der deutschsprachigen Geographie wird die Wende zum *post-development* vielfach mit einer grundlegenden Krise der Entwicklungsgeographie in Verbindung gebracht: Die dekonstruktivistische Fundamentalkritik führe zu einer »Legitimationskrise« (Neuburger 2013, 25), die die »Sinnhaftigkeit von Forschung im Globalen Süden« grundsätzlich in Frage stelle (ebd., 9). Das Fach befinde sich in einer »Identitätskrise«, die sich in »begrifflichen Distanzierungen, dem Einschränken des theoretischen Anspruchs [...] oder der Suche nach einer Neuorientierung [zeigt]« (Deffner/Haferburg 2014, 7f.). So wird die Position des *post-development* in neueren Überblicksdarstellungen des Faches »Geographische Entwicklungsforschung« zwar zunehmend aufgenommen, aber oft eher unter Vorbehalt (z.B. Deffner/Haferburg 2014, Doevenpeck/Laske 2013, 261-263, Korf/Rothfuß 2015, Müller-Mahn/Verne 2010, 5-7, 2013, 99-101, Rauch 2009, 86f., Rauch 2018, 192ff.).

So bleibt die bisherige Rezeption in der deutschsprachigen Geographie ambivalent: »die radikale Position der Post-Development-Studien bleibt umstritten« (Müller-Mahn/Verne 2010, 6, Korf 2004, Gertel 2007). Vielleicht sei das Reden von Krise einfach nur eine Chimäre, die die Lebendigkeit

2 Ich verwende hier den Begriff »Entwicklungsgeographie« (in Anlehnung an den angelsächsischen Begriff der *development geography*) synonym für »Geographische Entwicklungsforschung«, die sich im deutschsprachigen Raum als Begriff stärker eingebürgert hat, aber syntaktisch etwas schwerfällig daherkommt.

der Entwicklungsgeographie ignoriere (Müller-Mahn/Verne 2010, 5). Ja, die Kritik am Entwicklungsbegriff sei wichtig, aber sie könne lediglich Anstoß sein, den Blick »über ›Entwicklung‹ hinaus« zu richten (Müller-Mahn/Verne 2013, 101). Man bewege sich »mit einer konsequent verstandenen Post-Development-Kritik eben ausserhalb jeglicher Entwicklungsparadigmen« (Deffner/Haferburg 2014, 10). Da für *post-development* die (diskurstheoretische) Ideologiekritik zentral sei, erhalte empirische Feldforschung in »Entwicklungsländern« weniger Gewicht (ebd.). Oder aber: Gerade deshalb sei im Namen von »Entwicklung« der Blick empirischer Feldforschung auf die Interventionspraktiken zu richten (Doevenspeck/Laske 2013, Korf 2004, Korf/Rothfuß 2015).

In der Rezeption des *post-development* durch die deutschsprachige Geographie kam es jedoch zu einigen Ungenauigkeiten, die eine tiefgehendere Auseinandersetzung mit den zentralen Arbeiten von *post-development* und mit der internationalen Debatte dazu eher verhinderten: Viele Arbeiten in der Entwicklungsgeographie beschäftigen sich gar nicht mit der Problematik von Entwicklung an sich (als Idee, Prozess, Projekt oder Politik), sondern sind eher als eine kritische Sozialgeographie des Globalen Südens zu verstehen. Es handelt sich dabei jedoch eher um theoretisch fundierte *area studies* (vgl. Glasze et al. 2014, Verne/Doevenspeck 2014), also um sozialgeographische Studien, die an Orten durchgeführt werden, die man früher als »Entwicklungsländer« bezeichnet hat. Die Verflechtung dieser Tradition der »Regionalgeographie« mit der Genealogie des Kolonialismus wird in Arbeiten kritisiert, die von den *postcolonial studies* beeinflusst sind (vgl. Lossau 2012, Neuburger 2013, 23ff., Husseini de Araújo/Kersting 2012).

Eine postkoloniale Kritik an den *area studies* ist aber eine andere theoretische Baustelle als das Anliegen des *post-development*. Zwar lässt sich die Trennung zwischen »Entwicklungsgeographie« und »Sozialgeographie im Globalen Süden« in der empirischen Forschung nicht immer so klar ziehen.³ Der

3 Die hier vorgenommene Trennung zwischen kritischer Sozialgeographie im Globalen Süden und Entwicklungsgeographie zeigt sich in der empirischen Realität weniger scharf, da in vielen Ländern des Globalen Südens der internationale Entwicklungsapparat eine so wichtige und dominante Stellung innerhalb von Politik und Wirtschaft einnimmt, dass er automatisch auch die »Gesellschaft« beeinflusst, die wiederum Analysegegenstand der Sozialgeographie ist (vgl. dazu Dörfler et al. 2003, Doevenspeck/Laske 2013, Korf/Rothfuß 2015, Büschel/Speich 2009).

Erkenntnisgegenstand einer »Sozialgeographie im Globalen Süden« ist dennoch ein anderer als derjenige, den die Kritik des *post-development* im Blick hat. Auf einer empirischen Ebene beziehen sich die Aussagen des *post-development* auf »Entwicklung« im Sinne der Diskurshoheit einer globalen »Entwicklungsmaschine«, ihrer Organisationen und Expertinnen. »Entwicklung« ist hier eine »Kategorie der Praxis« (R. Brubaker), d.h. ein Begriff, der in der Praxis, die Gegenstand der Untersuchung ist, und in deren Diskursen selbst verwendet wird. Diese »Entwicklungsmaschine«, ihre Funktionsweise und Diskurse haben aber nur relativ wenige deutschsprachige Protagonistinnen des *post-development* empirisch untersucht.

Um genau diese Problematik – eine Kritik der Praxis der globalen EZA – aber geht es mir in diesem Kapitel, in dem ich die dekonstruktivistische Tonlage des *post-development* beleuchte und kritisch hinterfrage: als einen Entlarvungsgestus, der repressive Beziehungen beschwört, ohne tragfähige Alternativen anbieten zu können, und sich deshalb in eine theoretische Sackgasse manövriert.

Post-development: Hermeneutik des Verdachts

Aram Ziai, einer der Hauptprotagonistinnen des *post-development* im deutschsprachigen Raum, plädiert für dessen »Produktivität als Wissenssoziologie der Entwicklungstheorie« (Ziai 2014, 108). Ich würde dem zustimmen: Ja, *post-development* hat uns die Augen für den Eurozentrismus in der Idee von Entwicklung und Fortschritt geöffnet. Elisio Macamo bringt es auf den Punkt: Ohne Entwicklungspolitik würde es auch keine »Entwicklungsländer« geben (Macamo 2010, 54). Die *post-development*-Kritik problematisiert also die »institutionalisierte Besserwisserei« (Lepenes 2009, 33), die inhärente Bevormundung, die »entwicklungspolitische Rechthaberei« (Macamo 2014), die dem Entwicklungsgedanken eingeschrieben ist.

Sehen wir uns dazu nochmals zwei Schlüsselwerke des *post-development* an: Arturo Escobars *Encountering Development* (1995) und James Fergusons *Anti-Politics Machine* (1994).⁴ Als Kernanliegen dieser beiden Werke verstehe ich eine

4 Ich beziehe mich hier explizit auf diese beiden Werke, da sie in der Rezeption des *post-development* eine ganz zentrale Rolle spielen, wobei im deutschsprachigen Raum *Encountering Development* stärker rezipiert wird als *The Anti-Politics Machine*. Es sei hier darauf hingewiesen, dass Ferguson seine Position in den letzten Jahrzehnten weiter-

Kritik am globalen Entwicklungsapparat, der sich über einen hegemonialen Diskurs reproduziert, in dem manche Länder als »unterentwickelt« firmieren, die daher einer bestimmten Behandlung unterzogen werden müssten. Die Rezeptur dazu sei ihnen von Expertinnen aus »entwickelten« Staaten und Gesellschaften zu verordnen. Escobar lehnt diese Idee von »Entwicklung« als Nachahmung des westlichen Gesellschaftsmodells ab und hält nach Alternativen zur Entwicklung Ausschau. Auch Ferguson betont, dass Entwicklungszusammenarbeit nicht *the only game in town* sei. Als empirischer Kern liegt bei den Arbeiten jedoch eine kritische Analyse des Entwicklungsapparates und konkreter ländlicher Entwicklungsprogramme (bei Escobar in Lateinamerika, bei Ferguson in Lesotho) zugrunde, und dieser Teil ihrer Arbeiten steht bei meiner Analyse im Vordergrund.

James Ferguson argumentiert, dass die »Entwicklungsmaschine« ihrer eigenen Logik folge, was auch immer die moralischen (oder zynischen) Absichten der beteiligten Individuen seien: »die Ideen de[r] Planer[in] sind nicht die Blaupause für die Maschine; sie sind Teil der Maschine« schreibt Ferguson in *The Anti-Politics Machine* (1994, 276).⁵ Fernandez identifiziert darin eine »Ironie der strukturellen Reproduktion« (Fernandez 2001, 91f.): Obwohl die globale Entwicklungsmaschine an ihren selbstgesetzten Zielen – Überwindung von Armut und Hunger – weitgehend scheitert, sei sie auf einer anderen Ebene sehr erfolgreich. Dieser Erfolg bestehe, so Ferguson, in einer parasitären Ausbreitung von kontrollierenden, repressiven und eigennützigen Bürokratien – im Entwicklungsapparat, aber auch in den sogenannten Empfängerländern: »Dies ist die Ironie des Entwicklungsprogramms – es ist die Ironie des erfolgreichen Misserfolgs« (Fernandez 2001, 92). Der Misserfolg auf der Ebene entwicklungspolitischer Zielerreichung sei dennoch auf einer strukturellen Ebene erfolgreich, weil der Entwicklungsapparat zugleich seine institutionellen Interessen absichere, mit den lokalen Eliten kollaboriere, die territoriale Durchdringung der postkolonialen Staaten in ihre Peripherien vorantreibe und die globale Expansion des Kapitalismus ermögliche.

Für Ferguson hat dies weitreichende politische Konsequenzen: Entwicklungsprojekte gäben sich zwar »a-politisch«, aber sie seien aufgrund ihrer

entwickelt hat, während Escobar seine Aussagen aus *Encountering Development* zwar später weiter differenziert, aber nicht grundsätzlich in Frage gestellt hat.

5 Hier und in allen folgenden Fällen stammen die Übersetzungen aus dem Englischen von mir.

Komplizenschaft mit den postkolonialen Eliten und dem globalen Kapitalismus politisch gerade nicht unschuldig. Akademikerinnen, die für diese Maschine arbeiteten, machten dabei notwendigerweise ihre Hände schmutzig. Selbst wenn sie gute Absichten hegten und die Arbeit der Maschine verbessern wollten (wie es z.B. Theo Rauch für sich in Anspruch nimmt, vgl. Rauch 1993), machten sie sich mitschuldig, da sie dazu beitrügen, die Maschine mit der ihr eingeschriebenen Ironie des erfolgreichen Misserfolgs am Laufen zu erhalten. Ganz ähnlich argumentiert Arturo Escobar in *Encountering Development* (1995), der in der Idee von »Entwicklung« und ihrer Umsetzung durch den globalen Entwicklungsapparat ein hegemoniales Projekt des Westens sieht.

Die Grundsatzkritik des *post-development* operiert von der Prämisse aus, dass die Kritikerin mehr *sehen* könne, weil sie mehr *wisse* als die Subjekte im Entwicklungsapparat (vgl. Yarrow/Venkatesan 2012, 5). Ferguson mobilisiert mit der Metapher der Maschine ein theoretisches Register, das wir von Foucaults Arbeiten zur Mikrophysik der Macht kennen, auf die sich Ferguson auch explizit bezieht.⁶ Die Maschine arbeitet hinter dem Rücken und jenseits der Einsicht und Erkenntnisfähigkeit der in ihr arbeitenden Subjekte – nur die dekonstruierende Analystin wird von diesem Erkenntnisdefizit ausgenommen. Die Kritikerin beansprucht eine Position, die sie über die in der Praxis und deren Diskurslogik verfangenen Subjekte erhebt. Diese Haltung des Über-den-Dingen-Stehens ist der einer Positivistin nicht unähnlich, die meint, mit ihren Methoden der Wahrheit näher zu kommen als andere (vgl. Goeke 2013, Nassehi 2003). Theodor W. Adorno schreibt dazu: »Der Habitus derer, die den Begriff des Fortschritts platt und positivistisch schelten, ist meist selbst positivistisch« (Adorno [1969] 1984, 107).

Man könnte auch sagen: Die kritische Hermeneutik des *post-development* ist dazu verurteilt, den globalen Entwicklungsapparat zu verurteilen: »Entwicklung ist nicht eine Strategie, die man verfolgt, sondern Vorherrschaft, gegen die es sich aufzulehnen gilt« (Mosse 2004, 643). Die Fundamentalkritik des *post-development* erkennt im globalen Entwicklungsprogramm primär einen hegemonialen Herrschaftsapparat. Zugleich feiert *post-development* den politischen Widerstand gegen die Maschine als die heroische »Andere« des globalen Entwicklungsapparates – eine Disposition, die bei Escobar besonders ausgeprägt ist. Die Hermeneutik des Verdachts droht umzukippen in

6 Z.B. Ferguson 1994, 19f., wo er ein langes Zitat aus Foucaults *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses* (Foucault 1976) wiedergibt.

eine »Hermeneutik des Zynismus«,⁷ die in der Entwicklungsmaschine nur ein hoffnungsloses, moralisch bankrottetes Unternehmen sehen kann (Mosse 2004, 642, Yarrow 2011, 6). Doch genau in dieser holzschnittartigen Kritik liegt die Gefahr eines Abgleitens in Hyperkritik.

Escobar und Ferguson verstricken sich in eine »Hermeneutik des Verdachts« (Ricœur 1974, vgl. Quarles van Ufford et al. 2003, 13). Die Hermeneutik des Verdachts legt es darauf an, Verborgenes und Verdrängtes sichtbar zu machen, welches »die Subjekte leitet, ohne dass sie davon wissen« (Bude 1994, 118). Wir denken dabei sofort an Fergusons »Maschine« oder Escobars »Diskurs«. Ihr kritischer Impuls wird vom Misstrauen getragen: Sie attackieren das Verborgene, um zum Eigentlichen vorzudringen. Für Ferguson liegt das Eigentliche in der Logik der Maschine, für Escobar in der Logik hegemonialer Diskursstrukturen, die bislang unerkannt, verborgen sei, und von der Kritikerin ans Licht gebracht werden müsse. Diese Hermeneutik des Verdachts befriedigt primär ein ästhetisches Bedürfnis nach *grand theory*: Die Theorie weiß immer schon und wird von der Empirie in ihrer Einsicht lediglich bestätigt. Mit ihrer *grand theory* spannt die Kritikerin einen »Schirm« auf, der sie gegen die ambivalente Welt des Entwicklungsapparates absichert, indem er die Widersprüchlichkeit der Wirklichkeit »da draußen« unsichtbar macht (vgl. Dörfler/Rothfuß 2013).

Noch einmal: Wir sollten nicht hinter die Erkenntnisse des *post-development* zurückgehen, aber wir müssen dessen Aussagen *nuancieren* und verkomplizieren, um ein Abdriften der Kritik in eine Form von Hyperkritik zu vermeiden. Eine (post-)strukturalistische (dekonstruktivistische) Diskursanalyse richtet zu wenig Aufmerksamkeit darauf, wieviel Arbeit in der konkreten Interventionspraxis notwendig ist, um das Konstrukt »Entwicklung« zu stabilisieren. Die dekonstruktivistische Diskurstheorie unterstellt (implizit), der Diskurs und seine innere Logik »verrichtet diese Arbeit automatisch« (Koddenbrock 2015a, 169). Diese Unterstellung untermauern die Arbeiten des *post-development* aber nicht empirisch. Die »großen« Ideen und Begriffe (»Entwicklung«, »Fortschritt«) können sich in der konkreten Alltagspraxis der sogenannten »Entwicklungsmaschine« als viel widersprüchlicher und fragiler herausstellen, als uns in der dekonstruktivistischen Lesart suggeriert wird, die die Arbeiten des *post-development* prägen. Zugleich bestreitet diese Lesart die Reflexionsfähigkeit der in der Maschine agierenden Expertinnen.

7 ... von der auch Escobar spricht (2012, xvi), der aber etwas anderes meint.

Das Problem von Ferguson und Escobar ist, dass sie die »Maschine« als hegemoniale Wissensformation empirisch überbewerten, wo sie doch brüchig und fragil ist – und eigentlich von niemandem vollständig beherrscht wird (Weisser 2014). In diesem ästhetisierenden Bild heroischen Auflehns gegen eine allumfassende Hegemonie werden die politischen Kämpfe, die geheuchelte Fügsamkeit, die Listigkeit, die Kompromisse und Eventualitäten ausgeblendet, die bei der Bewältigung und Verrichtung der Interventionspraxis auftreten (Li 1999, 295, Randeria 2006). Die Steuerung solcher Programme erfordert Kompromissbereitschaft, Verhandlungen und Umwege (Mosse 2004, 645, Bierschenk 2014, Bierschenk/Elwert 1993). Jeder Anspruch auf Erfolg ist brüchig, denn es besteht immer »die Möglichkeit von Bloßstellung und Blamage [...], ein leichtfüßiger Subtext von politischen Witzen und zynischen Spiegelungen – Spiegelungen, die, obwohl sie einen Anderen kritisieren, auch das eigene Subjekt darin verwickeln« (Li 1999, 299).

Um die empirische Frage beantworten zu können, wie sich diskursive Formationen auf die Alltagspraxis auswirken, benötigen wir deshalb einen empirischen Zugang zur Praxis der Interventionsarbeit, die im Namen von »Entwicklung« durchgeführt wird. Dann lässt sich eine funktionalistische Kritik am globalen Entwicklungsapparat ausüben, die »das Funktionieren und Aufrechterhalten der Intervention zu erklären vermag« (Koddenbrock 2015a, 169). Deshalb differenziere ich hier bewusst zwischen den Begriffen »Maschine« und »Apparat«. In den Schriften des *post-development* impliziert der Begriff »Maschine« eine gewisse Unausweichlichkeit hegemonialer Diskursstrukturen, während der Begriff »Apparat« lediglich auf die institutionalisierten Strukturen verweist, deren Arbeitsweise zwar kohärent erscheinen mag, aber in der Alltagspraxis durch Fragmentierungen und Widersprüche geprägt ist. (Ich denke beim Begriff »Apparat« unweigerlich an Kafka im Sinne der kafkaesken Absurditäten von Bürokratien, nicht aber beim Begriff der »Maschine«.)

In anderen Worten: Die »Ironie der strukturellen Reproduktion« fällt nicht einfach vom Himmel; »Hegemonie« muss immer wieder erarbeitet werden. Ferguson bekommt jedoch den Sand im Getriebe der »Maschine« nicht in den Blick. Ja, der Apparat der Entwicklungszusammenarbeit hat gewisse hegemoniale Ambitionen und Attitüden. Aber »Entwicklung« besteht nicht einfach aus einem kohärenten Bündel von Praktiken, einer global kohärenten Einheit von Idee und Herrschaft – einer »Maschine« oder einem »Diskurs«, sondern aus verschiedenartigsten Formen von Beziehungen, Ideologien und Praktiken (Yarrow 2011, 6). Aber diese »Geographien des Kleinen«,

die mühseligen Details des Alltags des Entwicklungsapparates, entziehen sich dem Blick der kritischen Dekonstruktivistin von »Entwicklung« (im Singular), die nur einen global kohärenten Diskurs und ein hegemoniales Herrschaftsprojekt erkennen kann.

Ethnographie der Entwicklung

Um »den Sand im Getriebe« in den Blick zu nehmen, verschiebt sich unweigerlich die Forschungsfrage: Nicht mehr ist zu untersuchen, *ob* der globale Entwicklungsapparat seine Ziele erreicht, sondern *wie* er funktioniert, d.h. wie »Entwicklung« immer wieder erarbeitet, ausgehandelt und zusammengefügt wird – in konkreten sozialen Praktiken, durch die das Entwicklungsprogramm inszeniert wird (Korf 2004, Mosse 2004). Ein ethnographischer Blick auf die »Geographien des Kleinen« ermöglicht eine *funktionalistische* Kritik (Koddenbrock 2015a, 169), die die Reproduktion der Interventionspraxis trotz allem Sand im Getriebe erklären kann. Ein ideologiekritischer Rekurs auf »Hegemonie« oder »Maschine« blendet diese Widersprüche, die sich in den Niederungen der Praxis zeigen, zugunsten einer *grand theory* aus.

Mit theoretischem Bezug auf Latours Begriffe der Übersetzung (»translation«) und des Zusammenbaus (»composition«) ist es ethnographischen Arbeiten zum Entwicklungsapparat gelungen, die Widersprüche – die *disjunctures* (Lewis/Mosse 2006) – zwischen Modellen, Diskursen und Praktiken herauszuarbeiten (vgl. Donovan 2014). Richard Rottenburgs teilfiktionale »Parabel« über »weit hergeholte Fakten« (Rottenburg 2002) oder die eingängige Beschreibung von David Mosse, wie ein Entwicklungsprogramm in Indien »kultiviert« wird (Mosse 2005), seien hier beispielhaft genannt. Beide zeigen auf, wie »Entwicklung« durch unterschiedliche Netzwerke von Expertinnen und deren Rechtfertigungsdiskursen konstruiert wird. Durch die ethnographische Erforschung von immer neuen Orten der Produktion und Herstellung von »Entwicklung«, der Arbeit im Entwicklungsapparat und in »Aidland« (Apthorpe 2011, Mosse 2011, 2013) sind die Mühen offenbar geworden, die es vor diesem Hintergrund erfordert, ein kohärentes Bild von »Entwicklung« *erscheinen* zu lassen. Genau diesen Schein von Kohärenz identifizieren Autorinnen wie Escobar als »hegemonialen Diskurs« und übersehen dabei die internen Widersprüchlichkeiten und die immense Arbeit, die hinter einer bestimmten Diskursproduktion verborgen ist.

In seinem Vorwort zur zweiten Auflage von *Encountering Development* (2012) hat Arturo Escobar diese ethnographische Kritik der Diskurstheorie aufgegriffen – und weitgehend verworfen. Zwar gesteht er dem ethnographischen Ansatz einen Beitrag zur »De-Essentialisierung« von »Entwicklung« zu. Doch zeigt er sich nicht bereit, der Kritik zu folgen: Sein (Escobars) Projekt sei eben ein anderes gewesen – die übergreifende diskursive Tatsache (»overall discursive fact«) aufzudecken, nicht jedoch zu untersuchen, wie diese Tatsache vor Ort umkämpft und hybridisiert worden sei (ebd., xix). Und Escobar fügt hinzu, dass auch die stärker hybridisierten Erzählungen von lokaler Praxis noch als Herrschaftsinstrument zu verstehen seien. Die Ethnologinnen hätten überdies die Möglichkeit aufgekündigt, radikale Alternativen zum bestehenden Herrschaftsdiskurs zu denken. Dies könnte dann zur Kritik zugespitzt werden, ein ethnographischer Ansatz verabschiede sich von der Möglichkeit einer umfassenderen Gesellschaftskritik als Kritik des Kapitalismus (vgl. Koddenbrock 2015b, 252f.).

Meta-Ebene 1: Formen der Kritik

Beide, die dekonstruktivistisch sowie die ethnographisch disponierte Entwicklungstheorie beschäftigen sich mit dem Scheitern von Entwicklung. Nun stellt sich bei diesem Blick auf die Praxis der »Entwicklung« die Frage, wo der Bewertungsmaßstab für »Erfolg« oder »Scheitern« zu verorten ist, und damit auch, welche Formen von Kritik beide Ansätze jeweils verfolgen bzw. von welcher Position aus die Kritik jeweils formuliert wird.

Etwas vereinfachend könnte man die dekonstruktivistische Position als eine »externe« Kritik bezeichnen, da hier auf *externe normative* Standards zurückgegriffen wird: Wenn z.B. Ferguson vom »erfolgreichen Misserfolg« spricht, so argumentiert er zwar über eine Logik struktureller Reproduktion, aber die Bewertungsmaßstäbe setzt er von außen an sein Erkenntnisobjekt an. Ferguson selbst formuliert die normativen Standards für die Bewertung. Die dekonstruktivistische Analystin argumentiert damit von einem entthobenen, »archimedischen Punkt« her. Thomas Nagel nennt dies den »Blick von Nirgendwo« (Nagel 1992). Die externe Kritikerin teilt die von den Expertinnen innerhalb der »Entwicklungsmaschine« vertretenen Normen gerade nicht und steht diesen distanziert gegenüber. Kritik zielt hier primär auf Überwindung oder Neuorientierung. Deshalb propagiert die Kritik des *post-development* die kompromisslose Überwindung des Entwicklungsgedankens

an sich und aller damit verbundenen institutionellen Ausgestaltungen und Praktiken.

Die ethnographische Position wiederum verfährt eher anhand einer *internen* Kritik, da der Maßstab der Kritik nicht außerhalb des kritisierten Sachverhalts liegt, sondern »in ihm selbst« (Jaeggi 2014, 261). Dies wird deutlich, wenn von den *disjunctures* (Lewis/Mosse 2006) die Rede ist, wenn also auf die Widersprüche zwischen den Normen und moralischen Ansprüchen, die in den entwicklungspolitischen Dokumenten und Projektplänen ausformuliert sind, und auf die oft durch die Kontingenz von Macht, Netzwerken und Ereignissen geprägten alltäglichen Praktiken im Entwicklungsapparat verwiesen wird. Der Widerspruch, den diese Form von interner Kritik aufzuzeigen sucht, liegt in der Diskrepanz zwischen akzeptierter Norm N und Praxis P: N ist in P nicht verwirklicht (Jaeggi 2014, 266). Interne Kritik versucht, diesen Bruch, diese Nichtübereinstimmung aufzudecken, nicht jedoch N an sich in Frage zu stellen. Ziel interner Kritik kann dann auch sein, eine Angleichung zwischen N und P herbeizuführen. Diese normativen Prämissen interner Kritik sind in der ethnographischen Literatur oft nicht explizit ausgewiesen, sondern bleiben eher implizit, insbesondere in den von Latour beeinflussten Arbeiten.

Die Analyse der »Latourianer« (Mosse, Rottenburg, Donovan usw.) bleibt bei einer Art Beschreibung stehen, da bereits der Ausweis von »agency«, »re-lationality« und »hybridity« als ausreichende Erklärung verbucht wird, um die Brüchigkeit und Labilität der Entwicklungsmaschine aufzuzeigen. Dabei werden jedoch die normativen Prämissen sowohl der Subjekte im Entwicklungsapparat als auch der Ethnographin ausgeblendet. In Jaeggis Terminologie könnte man sagen, dass die Ethnographin N einklammert und sich rein funktionalistisch auf P konzentriert – auf die inneren Anreize, Zwänge und Subjektivitäten »im System« und der darin agierenden Individuen. Die funktionalistische Kritik à la Latour bleibt dabei gewissermaßen normativ unmusikalisch, obwohl es gerade die *moral geopolitics*, also die moralischen Tonlagen im System, sind, die die Sturheit und Persistenz des Apparates trotz permanenten Scheiterns an den eigenen Ansprüchen erklären. Der »erfolgreiche Misserfolg« ist grundlegend moralisch intoniert.

Die moralische Tonlage dieser Anreize, Zwänge und Subjektivitäten der »im System« agierenden Individuen bringt Tania Li (2007) auf den Punkt: Mit ihrem Begriff des *will to improve* erfasst sie die Sturheit eines Willens, der sich von Enttäuschungen und Misserfolgen, auch nach kritischen Evaluationen, nicht davon abhalten lässt, immer wieder neue Projekte zu entwerfen,

zu planen und zu implementieren. Viele Programme, vor allem auch in der humanitären Hilfe, werden mit viel Engagement und guten Absichten initiiert und umgesetzt. Diese guten Absichten sind mit einem unbändigen Willen verbunden, die Bedingungen in »unterentwickelten« Ländern zu verbessern.⁸ Diese Sturheit des guten Willens, der nicht immer zum Guten führt, kommt oft in Form einer »manipulativen Vernunft« (Musto 1987) daher: Die manipulative Vernunft versucht, »andere auf ungefragte oder überfragte Weise, mit oder ohne, gegebenenfalls auch gegen ihren Willen glücklich zu machen« (Macamo 2010, 55).

Der *will to improve* lebt schmarotzerhaft von seinen eigenen Misserfolgen. In ihrem Buch zitiert Li aus einem Gespräch mit einer Entwicklungsexpertin, mit der sie über ihre Kritik an großflächigen Umsiedlungsprogrammen in Indonesien gesprochen hat, die von der Weltbank mitfinanziert wurden. Die Expertin stellt diese Kritik nicht grundsätzlich in Abrede, sondern erwidert leicht resigniert: »Sie mögen recht haben, aber wir müssen doch etwas tun, wir können doch nicht einfach aufgeben!« (Li 2007, 1-2) Der Misserfolg eines Projekts führt nicht zu dessen Beendigung. Stattdessen werden immer neue Pläne und Projekte entworfen, um die Defizite des vorherigen Programms vergessen zu machen. Auf diese Weise holt sich der Entwicklungsapparat seinen moralischen Überlebensimpuls gerade aus seinem eigenen Scheitern. Aber dieser moralische Impetus ist nicht triumphierend, sondern resigniert und schwermütig.

Dieser moralisch intonierte Überlebensimpuls wird über eine *immanente* Kritik (Jaeggi 2014, Stahl 2013) besser greifbar: Immanente Kritik behauptet, dass »die von ihr aufgewiesenen Widersprüche für die Existenz der entsprechenden Praktiken *konstitutiv* sind« (Jaeggi 2014, 291, meine Hervorhebung). Sie diagnostiziert die grundlegende Krisenhaftigkeit eines sozialen Arrangements, nicht nur dessen Inkonsistenz. Immanente Kritik beschränkt sich nicht auf den Ausweis eines Widerspruchs zwischen N und P, sondern zielt vielmehr auf die *konstitutive Funktion* des Widerspruchs, d.h. auf die systemimmanenten Gründe für die Nichtübereinstimmung zwischen N und P. Deshalb geht es immanenter Kritik letztlich um die Transformation von N und P. Jaeggi spricht von einem »Ende der Besserwisserei« (Jaeggi 2015, 78) – und beschreibt die Funktion immanenter Kritik so: »Eine solche Kritik weiß nicht

8 Dieser Begriff der »Verbesserung« taucht auch in der diskursanalytischen Studie von Linnemann und Reuber (2015, 6) zum Diskurs deutscher Hilfsorganisationen in deren eigenen Selbstdarstellungen prominent auf.

besser als die Teilnehmerinnen einer Praxis, was diese tun sollten; sie schreibt ihnen nichts vor, sondern transformiert mit den vielfältigen Mitteln der erschließenden Analyse das Selbst- und Weltverhältnis der Akteur[innen]. Als Katalysator für praktische Transformationen wirkt sie dabei, weil ihre Analysen und Begriffsbildungen dabei helfen, kollektive Erfahrungen zu artikulieren« (ebd., 96).

Tabelle 1: Externe, interne und immanente Kritik

	Grundlage der Kritik	Formen von Ironie	Entwicklungstheorie
Externe Kritik	Widerspruch zwischen externem Maßstab und vorfindlichen Praktiken (N und P werden beide abgelehnt)	distanzierend, exkludierend	Theorie als »Richter«: dekonstruktiver Gestus des kritischen Analysten im <i>post-development</i>
Interne Kritik	Widerspruch (Inkonsistenz) zwischen internen Idealen und Wirklichkeit (N ist in P nicht abgebildet; P »verrät« N)	empathisch, inkludierend	<i>disjuncture</i> -These des Widerspruchs zwischen Ansprüchen, Policy und sozialen Praktiken
Immanente Kritik	konstitutiver Widerspruch im Innern der Konstellation von N und P (P und N sind systembedingt gar nicht in Übereinstimmung zu bringen)	empathisch, inkludierend	Krisendiagnose der inhärenten Ironie des globalen Entwicklungsprogramms

N = Norm; P = Praxis

Quelle: verändert und weiterentwickelt nach: Jaeggi 2014, 309

Immanente Kritik identifiziert Krisenhaftigkeit aus der Diagnose, dass gerade die Moral des »Helfens« und der »Verbesserung« (Lis *will to improve*) die Züge einer »manipulativen Vernunft« (Musto 1987) in sich trägt, die »andere [...] auch gegen ihren Willen glücklich zu machen« (Macamo 2010,

55) versucht. Diese manipulative Vernunft zeigt sich in Vorstellungen eines wohlmeinenden »Paternalismus« (Hösle 1992, Eriksson Baaz 2005) oder einer »Treuhandschaft« (Menzel 1992, 211, kritisch dazu: Schetter 2010). Die Krisenhaftigkeit liegt gerade in den Moralisierung, die den Alltagspraktiken des Entwicklungsapparates immer schon eingeschrieben sind. Diese Moralisationen sind bestimmten Affekten und Haltungen verschrieben, wie »Mitleid« oder »Solidarität« (Korf 2007a), die sich alle auf wohlmeinende Geographien der Moral (Korf 2006a) stützen und in einer globalen Gabenökonomie institutionalisiert sind (Hattori 2001, Korf et al. 2010, Mawdsley 2011).

Eine immanente Entwicklungskritik könnte demnach folgendermaßen formuliert werden: Die Ironie der Entwicklung liegt nicht primär in der Logik des »erfolgreichen Scheiterns« (Ferguson), sondern in der Moralisierung ihrer Praktiken, die in der Form der Gabe institutionalisiert sind. Das Paradox der Entwicklungsanstrengungen liegt darin, dass sie die Form einer Hilfe annehmen, die zugleich eine Kränkung beinhaltet. Dies ist der konstitutive Widerspruch im Innern der Konstellation, auf die eine immanente Kritik abzielt. Immanente Kritik arbeitet die Anreize, Zwänge und Subjektivitäten der in dieser Gabenökonomie agierenden Individuen heraus – um aufzuzeigen, dass der Widerspruch zwischen N und P *immanent* in der Konstellation der Moralökonomie der Gabe zu suchen ist.

Immanente Kritik der Gabenökonomie humanitärer Hilfe

Peter Sloterdijk hat den Selbstwiderspruch dieser Gabenökonomie folgendermaßen formuliert: »Entwicklung ist evidentermaßen nicht ohne die Kränkung des zu Entwickelnden zu haben, denn wer entwickeln will, lässt sich zum Nicht-Entwickelten herab« (Sloterdijk 2000, 30). Der Begriff »herablassen« ist dabei zweideutig – herablassen kann bedeuten, sich auf das Niveau des Nicht-Entwickelten zu begeben, und diesen Schritt gegebenenfalls auch noch in »herablassender« Manier zu vollziehen. Avishai Margalit spürt diese Spannung, diesen Widerspruch auf: »Wer barmherzig ist, gilt als guter Mensch; wer auf Barmherzigkeit angewiesen ist, fühlt sich hingegen gedemütigt« (Margalit 2012, 224). Margalit zeigt auf: Der vermeintliche Altruismus macht die Situation nur schlimmer. Je stärker der Akt des »Helfens« oder »Verbesserns« von der Geberin moralisch aufgeladen und als altruistischer Akt dargestellt wird, desto kränkender wird der Akt des Gebens für die Empfängerin, da dieser Akt deren Selbstachtung nur noch mehr unterminiert.

Margalit schreibt dazu: »Sich jemandem zu Dank verpflichtet zu fühlen, ohne sich ihm tatsächlich dankbar erweisen zu können, versetzt uns in eine ungünstigere Lage, als jemandem gegenüber ein Lippenbekenntnis abzulegen, der uns aus purem Egoismus geholfen hat« (Margalit 2012, 236f.). Je stärker demnach das Element der moralischen Handlung der Gabe im Vordergrund steht, desto demütigender wird die Akzeptanz der Gabe für die Empfängerin.

Das Kränkungspotenzial der Gabenökonomie ist in der humanitären Hilfe besonders stark ausgeprägt, da in dessen Diskursen der Altruismus des Helfens besonders stark betont wird. Bei Naturkatastrophen, die auf große globale Medienaufmerksamkeit stoßen, wie dies z.B. beim Tsunami im indischen Ozean der Fall war, der an Weihnachten 2004 in Süd- und Südostasien verheerende Zerstörungen anrichtete, ist dieses Phänomen besonders ausgeprägt (vgl. Hollenbach 2013, Hyndman 2011, Korf 2006a, Korf et al. 2010, Stirrat 2006). Der Tsunami erregte weltweit enormes Aufsehen und löste die bis dahin größte Spendenwelle aus – einen Akt des Mitleids mit den Opfern dieser Naturkatastrophe. Die Gabenökonomie formierte sich hier aus dem Zusammenwirken der Erwartungshaltungen der Spenderinnen, der Logik der Medienberichterstattung und des weitverzweigten Apparates kleinerer und etablierter Hilfsorganisationen und ihrer »Freiwilligen«, »Expertinnen« und lokalen Hilfsmaklerinnen.

Die globale Aufmerksamkeitsökonomie löste einen demütigenden Hilfsaktionismus aus. Durch die permanente Berichterstattung in den Medien erhielt die massive Hilfsbereitschaft eine enorme öffentliche Aufmerksamkeit. Die unterschiedlichen Hilfsorganisationen konkurrierten um diese Aufmerksamkeit, um Spenden zu generieren. Das machte sie zu Getriebenen der maßlosen Erwartungen ihrer eigenen Spenderinnen, die die Folgen ihres altruistischen Akts sehen wollten – in Form von erfolgreichen Projekten. Stirrat schreibt: Die Hilfsorganisationen mussten zeigen und gesehen werden, dass und wie sie Gutes taten (Stirrat 2006, 13). In Anbetracht dieses Hilfsaktionismus konkurrierten die verschiedenen Organisationen um öffentlichkeitswirksame Projekte, deren Ergebnisse und Fortschritte sich anschaulich in den Medien darstellen ließen, z.B. in Bildern verteilter Fischerboote oder neu gebauter Häuser für die Betroffenen der Katastrophe. Besonders beliebt waren dabei emotional aufgeladene Objekte, z.B. Waisenhäuser.

Pia Hollenbach (2013) hat untersucht, wie Hilfsorganisationen spezifische Rituale inszenierten, in denen der Dank der Empfängerinnen bei der Übergabe von Projekten und Hilfsgütern »sichtbar« gemacht worden sei, um ihn an die Spenderinnen kommunizieren zu können. Dabei habe die Darstellung

der Dankbarkeit »hilfloser« Empfängerinnen gegenüber ihren großzügigen Helferinnen und Spenderinnen im Vordergrund gestanden. Hollenbach zeigt aber auch Situationen auf, in denen die »Empfängerinnen« bewusst bestimmte Rituale inszenierten, um die Geberinnen zu beeindrucken und dadurch in eine gute Position zu kommen, um nach zusätzlichen Hilfgeldern zu fragen. Sie spielten »Theater«. Mit bestimmten Taktiken versuchten sie, die Logik der Gabenökonomie zu ihren Gunsten zu nutzen, um von zukünftigen Hilfgeldern profitieren zu können.

Die immanente Krisenhaftigkeit ist immer schon im »herablassenden«, demütigenden Element der Gabenökonomie angelegt: Die guten Absichten, die am Anfang des moralischen Impulses standen, Notleidenden zu helfen, werden inszeniert und kommodifiziert (Hollenbach 2013, Korf et al. 2010) und dadurch noch stärker moralisch aufgeladen. Zugleich, und hier liegt die Ironie der Gabenökonomie verborgen, zeigen Hollenbachs Studien, dass ein Zuviel an Moralisierung und inszeniertem Altruismus von den Empfängerinnen der Gabe unterlaufen werden können, indem nur noch ein »Lippenbekenntnis« (Margalit 2012, 237) der Dankbarkeit gegenüber einer selbstbezüglichen Gabe abgelegt wird. Betroffene spielen dann Opfertheater, nicht aus Dankbarkeit, sondern aus taktischem Kalkül, um an weitere Hilfgelder zu gelangen. Diese Widersprüche sind immanent in der Gabenökonomie eingebaut – sie liegen in der asymmetrischen Relation des Mitleids begründet (ebd., 226).

Immanente Kritik versteht die Ironie dieser Widersprüche als konstitutives Strukturmerkmal des humanitären Apparates, ohne daraus eine pauschalisierende moralische Verurteilung der daran beteiligten Individuen abzuleiten. Die Gabenökonomie ist dabei nicht auf die humanitäre Hilfe beschränkt, sondern in allen *improvement schemes* (Tania Li) potenziell angelegt – »denn wer entwickeln will, lässt sich zum Nicht-Entwickelten herab« (Sloterdijk 2000, 30). Zugleich bringt sie bei den »Nicht-Entwickelten« angesichts der uneingelösten Versprechen der Entwicklungspolitik in der Spiegelung der Misserfolge des Entwicklungsapparates immer wieder neue Aspirationen auf Entwicklung hervor (de Vries 2007). In dieser doppelten Verstrickung in die globale Gabenökonomie liegt das »herablassende« Moment von Entwicklung begründet: Zur Reproduktion der Gabe müssen Geberin und Empfängerin immer wieder ihre »Rollen« spielen und aufführen. Beide können nicht von den Versuchungen der Gabenökonomie lassen.

Meta-Ebene 2: Formen der Ironie

Im »erfolgreichen Scheitern« des globalen Entwicklungsapparates hatte Fernandez (2001, 91f.) eine »Ironie der strukturellen Reproduktion« am Werk gesehen. Ironie ist nach Fernandez also im sozialen Arrangement selbst am Werk. Ironie beschreibt eine »Objektqualität« (Frischmann, 2014, 11). Diese Ironie im Objekt selbst kann wiederum mit einer ironischen Tonlage beobachtet und kommentiert werden. Ironie zeigt sich dann in der Haltung der Beobachterin diesem Arrangement oder Objekt gegenüber: Solcherart »Ironie«, so schreibt Clifford Geertz, »beruht [...] auf der Erkenntnis über die Art und Weise, wie die Wirklichkeit den menschlichen Blick auf sie [die Wirklichkeit selbst] verspottet, und grandiose Haltungen und große Hoffnung zu Selbstironie reduziert« (Geertz 1968, 147). Wie genau wir diese Form von Ironie, wie sie in der Arbeit des globalen Entwicklungsapparat angelegt ist, sezieren, hängt demnach auch von der ironischen Haltung der Beobachterin ab. In anderen Worten: Unterschiedliche Formen von Kritik wurzeln in unterschiedlichen ironischen Haltungen gegenüber dem Phänomen des »erfolgreichen Scheiterns«.

Im Folgenden möchte ich – bewusst zuspitzend – zwei Formen der Ironie unterscheiden: eine »exkludierende« versus eine »inkludierende« bzw. eine »distanzierende« versus eine »empathische«, da sie einerseits die ironische Tonlage der dekonstruktivistischen Kritik (*post-development*) und andererseits diejenige eines ethnographischen Ansatzes widerspiegeln.

Tabelle 2: Zwei ironische Tonlagen

Ironie der Dekonstruktivistin	Ironie der Ethnographin
distanzierend exkludierend elitär »Entweder-oder«	empathisch inkludierend »anthropologisch« »Sowohl-als-auch«

Der Dekonstruktivismus des *post-development* praktiziert eine exkludierende, elitäre Form der Ironie, die sich über die beobachteten Akteurinnen stellt. Es handelt sich um »Distanzierungstechniken, mit deren Hilfe sich Menschen in die Sonderzone Theorie versetzen« (Sloterdijk 2010, 126). Wohl-gemerkt, diese Distanzierungsgeste bezieht sich auf die Entwicklungsma-

schine und die in ihr arbeitenden Expertinnen, nicht auf die von Entwicklungsprogrammen betroffenen Menschen in den »Empfängerländern«, denen als Opfer der Maschine eine wichtige Rolle im theoretischen Skript zukommt. Aus der »kritischen« Distanz lässt sich recht leicht über die »Maschine« und deren hegemonialen Diskurs klagen. Diese »distanzierte« Ironie lebt vom Gestus der Hermeneutik des Verdachts und vom Habitus der »kritischen Akademikerin« – sie bleibt dem überlegenen Wissen der Kritikerin und ihrer Kolleginnen vorbehalten. Kapoor (2017, 2666) nennt dies eine »cold critique« und paraphrasiert damit Ferguson selbst, der seine Form der Kritik als »cold-blooded operation« bezeichnet (Ferguson 1990, xvi), als Operation am lebenden Organ. Diese »cold-blooded operation« dient Ferguson dazu, die innere Funktionsweise des Organs – hier: der Entwicklungsmaschine – zu verstehen.

Demgegenüber möchte ich für eine bescheidenere, stärker empathische ironische Haltung plädieren, die mit einer »wärmeren« Tonlage operiert. Kenneth Burke (1941) nennt diese inkludierende, empathische Form eine »bescheidene« Ironie: »wahre Ironie [...], Ironie, die wirklich das Attribut ›bescheiden‹ rechtfertigt, stellt sich nicht über den Feind« (Burke 1941, 434), denn sie beruht auf einem Gefühl grundlegender Verwandtschaft mit dem Feind (ebd., 435). Die Ethnographin interessiert sich für die Zwiespältigkeit und Widersprüchlichkeit sozialer Praxis – auch für die »Torheit und Schurkereien« (ebd.) –, die integrale Motive für Weisheit und Tugend sein können, ohne diese Praxis zugleich moralisch bewerten zu wollen. Diese Haltung schwingt in Clifford Geertz' Begriff der *anthropological irony* mit – einer Ironie, die sensibel für die Parodien der Kommunikation ist, insbesondere, wenn unterschiedliche Denkmuster im Entwicklungskontext aufeinandertreffen (vgl. Long 2001, Olivier de Sardan 2005). Dieses ironische Verhältnis überbrückt die »radikale Asymmetrie« (Geertz) zwischen Ethnographin und Informantin und färbt die Situation der Feldforschung »mit diesem sehr speziellen moralischen Ton [...], den ich als ironisch empfinde« (Geertz 1968, 149).

Dieser ironische Blick auf die Sachen selbst erlaubt eine hermeneutische »Beirung« (Gadamer 1960, 252, vgl. Verne 2012, 192, Verne/Doevenspeck 2014, 13). Es ist eine Ironie, die unsere (Vor-)Annahmen dessen, was andere Individuen tun, immer wieder in Frage stellt, weil sie zulässt, dass die eigenen Erwartungen davon überrascht werden, was andere Individuen *eigentlich* tun. Eine solche ironische Haltung erfordert »phantasievolles Einfühlungsvermögen« und »eine dichte Beschreibung des Idiosynkratischen« (Rorty 1992, 158 bzw. 161). In dieser Form von Ironie kommt ein »geographischer Takt« als ein

Gespür dafür zum Tragen, »etwas Ungesagtes, Abwesendes, aber Wichtiges in einer angemessenen Form zur Anwesenheit zu bringen« (Zahnen 2011, 56).

Der geographische Takt der Ironie macht ganz spezifische methodologische Anstrengungen erforderlich, die Gerd Spittler in den Begriff der »dichten Teilnahme« gefasst hat. Interpretative Dichte ergibt sich für Spittler aus sozialer Nähe und gemeinsamem Erleben (Spittler 2001, 12). Für die Ethnographie der Entwicklung wurde diese »dichte Teilnahme« meist in Form einer *participant ethnography* (Mosse 2005) verwirklicht: Ethnologinnen wurden als Beraterinnen und Expertinnen selbst im Entwicklungsapparat tätig und gewannen ihre interpretative Dichte in kritischer Distanz zu dieser eigenen Arbeit. Die ethischen Fallstricke, die sich daraus ergeben, zugleich im Apparat und dennoch außerhalb zu stehen, hat Mosse sehr selbstkritisch reflektiert (Mosse 2006).

Dichte Teilnahme lebt von der produktiven Spannung zwischen Kritik auf der einen Seite, und Einbindung bzw. moralischer Verpflichtung auf der anderen (Fernandez 2001, Steinmüller 2011, 34). Die mit dieser Haltung verbundene Form von Ironie bezeichnet Kenneth Burke als dialogisch (Burke 1941), denn sie benötigt mindestens zwei Sichtweisen als Bedingung ihrer Möglichkeit. Die latente Spannung, die durch Differenz hervorgebracht wird, fordert geradezu den Versuch, (mindestens) zwei Sichtweisen anzuerkennen. Diese Ironie lässt sich von einem »Sowohl-als-auch« leiten – und erkennt die produktive Spannung, die sich in den Ironien des Alltags und dessen Eigensinn versteckt. Sie erfordert ein »Dazwischen«, das Vermitteln zwischen Eigenem und Anderem, zwischen Praxis und Theorie (Husseini de Araújo/Kersting 2012, 144). Damit wird die Ironikerin zugleich zu einer »Übenden«, zum über sich selbst hinausgehenden, lernenden Wesen (Sloterdijk 2009b), denn die Beirung bezieht sich nicht nur auf das Forschungsobjekt bzw. die Subjekte im Entwicklungsapparat, sondern auch auf die Subjektivität der Ethnologin.

Nimmt man diesen ironischen Takt als dialogische Übung ernst, sollten wir vielleicht neue Fragen formulieren, die über die bisherigen ethnographischen Arbeiten hinausgehen: Fragen nach dem »Warum«; Fragen, die ohne (implizite) Moralisierung auskommen und dennoch die Frage nach moralischer Motivierung stellen. Fragen wie diese: Warum bleiben in einem moralisch so aufgeladenen Feld wie der Entwicklungshilfe die Widersprüche zwischen moralisch hochstehenden Zielen und der ambivalenten Alltagspraxis so persistent? Warum geben so viele Expertinnen, aber auch Aktivistinnen, trotz dieser Widersprüchlichkeiten und im Wissen darum das Projekt »Entwick-

lung« nicht auf? Für dieses »Warum« haben aber weder die Diskurstheoretikerin noch die an Latour geschulte Ethnographin ein Gespür. Ihnen fehlt das dafür erforderliche hermeneutische Sensorium – sie können dieses »Warum« nicht erfassen bzw. greiflich machen.

Was tun? Ironie, Melancholie, Zynismus

Die dekonstruktivistische Tonlage hat die durchaus wichtige Kritik des *post-development* am globalen Entwicklungsapparat zu einer Form von Hyperkritik werden lassen, die sich in ihrer eigenen Moralisierung verliert. Zwar bleibt die Kritik des *post-development* unverzichtbar, um die Mythen der entwicklungspolitischen Rechthaberei (Macamo 2014, 488) und der institutionalisierten Besserwisserie (Lepenies 2009, 33) aufzudecken. Doch scheint mir, dass die Kunst, recht zu behalten, nicht nur bei den Entwicklungspraktikerinnen, sondern auch bei einigen poststrukturalistischen Theoretikerinnen sehr ausgeprägt ist. Diese Rechthaberei beruht auf dem Gestus einer externen Kritik, die sich über die Normen der kritisierten Entwicklungsmaschine stellt. Dies erlaubt der Kritikerin, die unterschiedlichen »Mythen« (Macamo 2014, 496ff.), die die Arbeit des Entwicklungsapparates antreiben, als »böseartig« (Esteve 1991, 76) zu denunzieren. Und auch Rechthaberinnen haben ja meist zumindest teilweise recht.

Paul Gilroy (2005, 99) bezeichnet das Bewusstwerden des »Verlusts einer Allmachtsphantasie« als postkoloniale Melancholie. Diese postkoloniale Melancholie scheint auch den Entwicklungsapparat heimzusuchen. Melancholie als »resignative Utopie« und als »Enttäuschung an der Wirklichkeit« kann den Kern der Reflexion in sich tragen, aber anders als der Ideologieverdacht läuft der Vorwurf der Melancholie »auf leisen Sohlen« (Lepenies 1969, 7). Melancholie ist »nicht blanke Verzweiflung, eher Distanzierung« schreibt György Konrád (1999, 904). Die melancholische Disposition kann jedoch in Zynismus übergehen: Die Zynikerin ist die »Grenzfall-Melancholiker[in], [die ihre] depressiven Symptome unter Kontrolle halten und einigermaßen arbeitstüchtig bleiben kann«, schreibt Peter Sloterdijk in *Kritik der zynischen Vernunft* (Sloterdijk 1983, 36). Zynismus sei das »aufgeklärte falsche Bewusstsein« (ebd., 37). Dieses aufgeklärte falsche Bewusstsein handle gegen besseres Wissen – »seine Falschheit ist reflexiv gefedert« (ebd., 38), aber Sachzwänge und Selbsterhaltungstrieb hielten die Zynikerin arbeitsfähig.

Unter den Praktikerinnen im Entwicklungsapparat finden wir viele Grenzfall-Melancholikerinnen, deren Zynismus Coggins in »The Development Set« humoristisch aufspielt. Sein Gedicht erzählt von den aufgeklärt-abgeklärt-zynischen Macherinnen, die sich hinter einer »Fassade professioneller Tüchtigkeit« (Rauch 1993, 250) verbergen und die abends beim Bier mächtig auspacken können über die Sinnlosigkeit und Verlogenheit des eigenen Tuns – um am nächsten Morgen wieder aufzustehen und die Geschäfte des Entwicklungsapparates zu besorgen. Die aufgeklärten Zynikerinnen »durchschauen ideologische Anmaßungen und formulieren bewusst Kritik [...]. Und doch (und das ist der Punkt) ergreifen die selben Leute Maßnahmen, als ob sie es nicht wüssten, als ob sie sich von dieser Ideologie täuschen ließen, als ob diese Ideologie real wäre« (Navaro-Yashin 2002, 159f.). Die Unschuld ist unwiederbringlich verloren. Sloterdijks aufgeklärte Zynikerin weiß, dass sie Teil einer Maschine ist und setzt doch ihre Arbeit fort: »Wir müssen doch etwas tun!«, sagte die Expertin zu Tania Li (2007, 2).

Die dekonstruierende Kritikerin, die der Praktikerin Boshaftigkeit vorwirft und deshalb die Arbeit im Entwicklungsapparates grundsätzlich verurteilt, muss dennoch darauf vertrauen, dass ihre Kritik am Entwicklungsapparat ohne Folgen bleibt (Eriksson Baaz 2005). Zur Bestätigung ihrer Theorie braucht die Kritikerin geradezu die Planerin, Managerin und Expertin, die sich scheinbar in ihren Zynismen verfängt und auch gegen eigene Überzeugungen und wider besseres Wissen die Maschine bedient. Anders ausgedrückt: Die kritische Dekonstruktivistin endet als professionelle Pessimistin (Lund 2010, 22): »[Die Systeme] verfangen sich [...] in ihren selbst gestellten Fallen und jeder Versuch rettender Rationalität verstärkt nur diesen unabänderlichen Entwicklungspfad« (Willke 1996, 322). Von diesem Arrangement profitieren beide Seiten: Beide können in ihren jeweiligen »Maschinen« oder »Feldern« (Bourdieu) ihrer Arbeit nachgehen – die Praktikerin im Entwicklungsapparat, die Kritikerin in der akademischen »Maschine« der Theorieproduktion – und sich weitgehend ignorieren.

Dieses Arrangement führt lediglich zu einer Festigung der Zwickmühlen des aufgeklärten Zynismus – Kritikerin und Praktikerin erhalten ihre jeweilige »Arbeitsfähigkeit« (Sloterdijk 1983, 37) in gegenseitiger Symbiose aufrecht. Diese Symbiose überlässt der Kritikerin die Position eines *A-priori*-Zynismus, der *im Vorhinein* weiß, dass das Scheitern vorprogrammiert ist: Der globale Entwicklungsapparat könne gar nicht anders, als an den Widersprüchlichkeiten der Interventionspraxis zu »scheitern« und doch die Maschine »erfolgreich« weiter zu bedienen. Die »cold-blooded« Ironie des *post-development*

fordert den harten Schnitt und orientiert sich an einem »Entweder-oder« – und fordert Schließungen und Verneinung (Steinmüller 2011, 35). Die Kritik des *post-development* läuft auf einen Ausstieg aus der Maschine hinaus.

Ganz ähnlich plädiert Peter Sloterdijk als Antidot gegen den Zynismus der Planerin für eine Ethik des (Unter-)Lassens – ein Nichteingreifen und Geschehenlassen. Sloterdijs »kynische« Disposition vollzieht den Ausstieg aus der Maschine und deren Ridikülisierung durch Ironie und Sarkasmus (vgl. Žižek 1989, 29). Damit befriedigt Sloterdijk eine selbstbezügliche ästhetische Disposition, die im Zynismus die Leitkategorie einer »Phänomenologie des Ungeistes« (Niehues-Pröbsting 1988, 8) versteht. Diesem Ungeist, einer geistig-moralischen Paralyse, stellt Sloterdijk den Kynismus als Antidot entgegen. Die Position der Kynikerin läuft »auf nichts anderes heraus als auf die Ablehnung eines jeden konkreten politischen Engagements in der Welt oder mit der Welt, die ihn umgibt« (Geuss [2002] 2013, 52) – hier: in der Welt der sogenannten Entwicklungsmaschine.

Gegen diesen *A-priori*-Zynismus habe ich eine Form von ironischer Haltung und immanenter Kritik vorgeschlagen, die versucht, die Widersprüchlichkeiten auszuhalten. Dieser ironischen Haltung ist ein Moment des Zauderns eingeschrieben. Zaudern, schreibt Joseph Vogl, erfordere »eine idiosynkratische Genauigkeit, eine Idiosynkrasie gegen die Festigkeit von Weltlagen, gegen die Unwiderruflichkeit von Urteilen, gegen die Endgültigkeit von Lösungen, gegen die Bestimmtheit von Konsequenzen, gegen die Dauer von Gesetzmässigkeiten« (Vogl 2008, 109). Diese zaudernde Ironie ist »eine Form, ein Zeigen, das sich in seinem Vollzug nicht zur inhaltlichen Aussage eines Urteils verdichten darf« (Düttmann 2004, 73). Sie zaudert, vorschnell moralische Urteile zu fällen. Diese Form von Ironie tendiert eher zu einem »Sowohl-als-auch«, zu dialogischer Offenheit und einer produktiven, hermeneutischen Spannung zwischen Kritik und moralischem Engagement in dem »System«, das Objekt ihrer Kritik ist. Ironie als immanente Kritik steht dann in keinem Gegensatz zu Formen von Solidarität (im Sinne eines distanzierten Belächelns), sondern ist vielfach in solche eingebunden (vgl. Rorty 1992).

Auch Foucaults Ironie ist subtiler, als Fernandez' Begriff der »Ironie der strukturellen Reproduktion« es vermuten lässt. Fernandez bezieht sich, wie auch Fergusons und Escobars Arbeiten, auf den Foucault von *Überwachen und Strafen* (1976). In seinen späten Vorlesungen am *Collège de France* schlägt Foucault jedoch einen anderen Ton an: So feiert er in seiner letzten Vorlesung am *Collège de France* (Foucault [1983/84] 2010) zwar die antiken Kynikerinnen, die sich zum »wahren Leben« zwingen, um andere zu provozieren, aufzurütteln

und die Heucheleien überkommener Wege zu sprengen, wie ich ausführlich im zweiten Kapitel »Schwierigkeiten mit der kritischen Geographie« dargelegt habe. Zugleich besteht er jedoch darauf, dass die Sorge um sich »keine einsame Übung, sondern eine gesellschaftliche Praxis war und sogar eine Aufforderung zur richtigen Regierung der Menschen. [...] Gerade dadurch wird die Sorge um sich zur Sorge um die Welt« (Gros 2010, 457f.). Foucault versteht die Kynikerin (als Kritikerin) gerade nicht als Aussteigerin aus der »Maschine«. Zugleich müssen wir uns die Zynikerin (in der Praxis), wie Sisyphos, »als glücklichen Menschen vorstellen« (Camus 2004, 160).

In der Tat bleiben trotz aller dekonstruktivistischen Grundsatzkritik weiterhin viele Menschen im globalen Entwicklungsapparat aktiv, die sich progressiv verstehen und emanzipatorische Ansätze in den Niederungen der Praxis der EZA verankern wollen. Wie Sisyphos versuchen sie, aus den Absurditäten der globalen Ungerechtigkeiten eine »Sisyphosarbeit« herauszudestillieren, die ihrem Aktivismus Sinn verleiht. Am Beispiel der Popularisierung partizipativer Methoden in der EZA der 1990er Jahre wird dies im folgenden Kapitel aufgezeigt werden. *Handing over the stick*, nannte diesen Ansatz Robert Chambers, der dafür den Begriff *Participatory Learning and Action* (PLA) prägte (Chambers 1994). Linker Aktionismus wird dabei in eine institutionelle Form gegossen und über den Hebel der EZA-Gelder zum Mainstream; er hält aber rhetorisch an der emanzipatorischen Tonlage fest, um den eigenen Machtanspruch zu verschleiern.